

Kommentar aus Sicht eines Kunstwissenschaftlers

Die Deutsche Digitale Bibliothek und auch die *Europeana* als deren Dachorganisation – als davon zuerst in ungeheuer hochtrabender Diktion berichtet wurde, reagierten viele (ich auch) mit Skepsis und Hohn. Was sollte hier schon solchen Granden wie *Google* entgegengehalten werden? Zwar war es schön, dass die Politik nun mit großer Verspätung dem dramatischen Appell Jean-Noel Jeanneney's Gehör zu schenken schien, für die Zukunft der europäischen Kultur sei es notwendig, den Amerikanern gerade in dem zeitgenössischen Medium entgegen zu treten.¹ Aber bei den zum Beispiel auch im Vergleich zu Frankreich überaus bescheidenen Mitteln, die hier zur Verfügung gestellt wurden, konnte man doch schon absehen, was daraus werden dürfte: wenig.

Dabei liegen die Dinge aus Nutzersicht eigentlich klar auf der Hand: Die Konsumenten wollen möglichst alles geliefert bekommen (so weit es frei von Urheberrechten ist, zuweilen aber noch nicht einmal das), und all dies in möglichst gut aufbereiteter Form. Und zwar nicht nur Texte, sondern auch audio-visuelle Artefakte. Diese Erwartung zu erfüllen, bedarf zweifellos eines herkulischen Einsatzes, für den man mehrere Jahrzehnte in Anschlag wird bringen müssen. Im Übrigen eines Einsatzes, bei dem die Deutsche Digitale Bibliothek nur eine Art Clearingstelle liefern kann, weil die eigentliche Arbeit an den einzelnen Kulturinstitutionen zu bewerkstelligen ist. Aber das ganze Projekt ist doch lohnend und unerlässlich. Denn so, wie die Dinge liegen, wird alles das, was nicht im Internet vorhanden ist, tendenziell nicht mehr existieren. Ein Hochschullehrer, der Hausarbeiten von Studierenden lesen muss / darf, kann davon ein Lied singen. Aber man muss es gar nicht so negativ ausdrücken: Für mich steht außer Frage, dass insbesondere die multimedialen Möglichkeiten des Digitalen für den Rezipienten eine ganz neue Erlebnisqualität schaffen, die durchaus auch für den Wissenschaftler von Interesse ist. Und noch etwas anderes, gleichsam ganz aus der Kunstgeschichte heraus argumentiert: Das traditionelle analoge Medium verführt zu einer isolierten Betrachtungsweise von einzelnen Werken. Häufig aber sind diese Werke nur als Teil eines größeren Zusammenhanges zu verstehen. Die im Digitalen mögliche vernetzte Art der Aufbereitung bindet das Einzelwerk immer in seinen Kontext ein und ist daher historisch angemessener. Das Einzelwerk aus einer Kunstkam-

mer etwa ist eigentlich nur im Zusammenhang des Ganzen zu verstehen. Und dieses Ganze ist (nur) im Digitalen zwanglos darstellbar.

Das Problem bei der eben benannten Erwartungshaltung der Konsumenten ist für meine Begriffe eher noch der zweite (»möglichst gut aufbereitet«) als der erste (»möglichst alles«) Teil. Zumindest in den Museen, also den Datenlieferanten für die visuelle Überlieferung, herrscht allgemein die Haltung vor, man könne die digitalisierten Dokumente erst dann zur Verfügung stellen, wenn sie möglichst tief erschlossen sind. Die Gründe dafür kann ich nur erraten. Erstens scheint eine gewisse diffuse Furcht vorzuherrschen, dass die Besucher in dem Maße verschwinden, in dem die Besitztümer online gestellt sind (eine Befürchtung, die mir falsch zu sein scheint, da mindestens so viel für das Gegenteil spricht); zweitens habe ich auch den Eindruck, die Museumswissenschaftlerinnen und Museumswissenschaftler wollen auf diese Weise erreichen, dass die Dokumente um Gottes Willen nicht falsch verwendet werden – wobei falsch hier heißt: nicht so, wie es diese Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für richtig halten. Für meine Begriffe ist das ein Fehler: Gerade die unvorhergesehene Auswertung eines Dokuments bringt die Wissenschaft weiter. Tendenziell würde ich also dafür plädieren, die Dokumente nur mit den für eine Grunderschließung notwendigen Basisdaten zu annotieren und sie in einer intelligenten XML-Struktur zu verpacken. Als Zweite-Medium sollte das Internet im Übrigen insofern ernst genommen werden, dass man die Nutzer eventuell auch als Produzenten bzw. Redakteure einbindet. Stichwort Social Tagging. Es ist zu hoffen, dass erstens solche avantgardistischen, vom Web 2.0 inspirierten Verfahrensweisen in der Digitalen Deutschen Bibliothek bzw. in *Europeana* ermöglicht werden, und dass zweitens die Wissenschaft davon Abstand nimmt, sie als Kinkerlitzchen abzutun, die man auf Anwendungen wie Flickr oder Facebook beschränken sollte. Gerade das Social Tagging kann in einer Weise organisiert werden, dass sie dem »wisdom of crowds« zu seinem Recht verhilft. Frei nach dem Motto: Laienwissen ist in manchen Fällen vom Expertenwissen nicht so weit entfernt, wie man gemeinhin annimmt.²

Ich kann mir also nur wünschen, dass die Deutsche Digitale Bibliothek ein Erfolg wird. Und angesichts der Tatsache, dass diese Bibliothek ja eigentlich nur die



Foto: Reiner-Josef Klein

Hubertus Kohle

Die Europeana, eine Konkurrenz für Google?

der Nutzer will alles im Internet haben

Quick and dirty: warum nicht?

Spitze des Eisberges darstellt: dass in den öffentlichen Kulturinstitutionen die Einsicht wächst, dass die Digitalisierung erstens keine Gefahr für ihre Überlebensfähigkeit bedeutet (eher umgekehrt), und dass sie zweitens ein wichtiges, nein auf weite Sicht *das* wichtigste Instrument zur Bewahrung des deutschen und europäischen Kulturerbes darstellt.

¹ Jean-Noël Jeanneney: Googles Herausforderung: Für eine europäische Bibliothek, Berlin 2006 (zuerst frz. 2005).

² James Surowiecki: Die Weisheit der Vielen. Warum Gruppen klüger sind als Einzelne und wie wir das kollektive Wissen für unser wirtschaftliches, soziales und politisches Handeln nutzen können, München 2005 (zuerst engl. 2004).

DER VERFASSER

Prof. Dr. Hubertus Kohle, Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Kunstgeschichte, Zentnerstr. 31, 80798 München, Tel.: 089 – 21805317, Mail: Hubertus.Kohle@lrz.uni-muenchen.de